

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 1 (1945)
Heft: 12

Artikel: Laute, Buchstaben und Rechtschreibung : eine Plauderei
Autor: Humbel, August
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419984>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Christmonat 1945

1. Jahrgang Nr. 12

29. Jahrgang der „Mitteilungen“

Laute, Buchstaben und Rechtschreibung

Eine Plauderei

Die Sprache des Menschen ist etwas Wunderbares und Geheimnisvolles. Sie hat ihre tiefsten Wurzeln im Reiche des Geistigen und läßt sich doch nicht vom Bereiche des Körperlichen trennen. Satz und Wort sind wesentlich geistige Dinge, körperlich aber sind die Laute, wie sie die menschlichen Sprechwerkzeuge hervorbringen und wie sie von den menschlichen Hörwerkzeugen, den Ohren, aufgenommen werden.

Durch die Schrift werden Laut, Wort und Satz für die Augen „übersetzt“, mit andern Worten: vom Akustischen ins Optische übertragen. Die Schrift ist daher ein „Abbild“ der Sprache in ganz ähnlicher Weise, wie das Tonband des Films einen Abdruck der gesprochenen Worte darstellt. Da es verschiedenartige Laute gibt, so muß auch die Schrift verschiedenartige Zeichen besitzen, um sie auf ihre Art wiederzugeben. Diese Zeichen sind die Buchstaben. Die Gesetze, nach denen man diese Buchstaben zu Wörtern und Sätzen zusammensetzt, nennt man Rechtschreibung.

Eine Schrift, die die Sprache vollständig wiedergeben wollte, müßte ebenso viele Buchstaben besitzen, als die Sprache Laute aufweist. Die europäischen Sprachen, die fast alle der gleichen großen Sprachfamilie angehören, aber trotzdem große Verschiedenheiten im Lautbestand aufweisen, bedienen sich für die Schrift des Alphabetes, das von den Römern und von den Griechen und in letzter Linie aus dem Morgenland stammt. Laute, die dieses Alphabet nicht kennt, müssen irgendwie behelfsmäßig

wiedergegeben werden, so der sch=Laut durch diese drei Buchstaben im Deutschen, durch sh im Englischen, sci im Italienischen, j und ch im Französischen. Die gleichen Buchstaben entsprechen in den verschiedenen Sprachen oft nicht den gleichen Lauten. So entspricht b im Spanischen teilweise einem w=Laut; t ist im Französischen im Gegensatz zum Deutschen nicht aspiriert; v bedeutet im Deutschen meist einen f=Laut, in den romanischen Sprachen aber einen w=Laut. Diese Unterschiede bedingen, daß man zuerst die Lautgesetze (Phonetik) jeder Sprache kennen muß, bevor man mit dem eigentlichen Studium beginnen kann.

Die Schrift oder besser die Rechtschreibung jeder Sprache kann nun gerade unter dem Gesichtspunkte betrachtet werden, wie genau sie die Sprachlaute wiedergibt. Zweifellos ist diese Genauigkeit der Lautwiedergabe ein Gradmesser für die Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit und leichte Handhabung einer Rechtschreibung. Es wäre verhältnismäßig leicht, für eine bis heute nur gesprochene Sprache z. B. eines Naturvolkes ein entsprechendes Alphabet und eine entsprechende Rechtschreibung zu schaffen. Für unsere europäischen Sprachen aber, die eine über tausendjährige Geschichte und Entwicklung hinter sich haben, ist die Sache nicht so einfach. Das römische Alphabet, das sie übernommen haben, war von Anfang an etwas Fremdes für sie und entsprach ihren Lauten nicht vollkommen. Außerdem aber haben die Laute im Laufe der Jahrhunderte tiefgehende Wandlungen durchgemacht. So ist es dazu gekommen, daß die Rechtschreibung immer mehr von den gesprochenen Lauten abwich. Am auffälligsten ist für uns diese Erscheinung im Englischen, wo manches geschriebene Wortgebilde keinen Zusammenhang mehr mit den dadurch vertretenen Lauten zu haben scheint. Auch die französische Rechtschreibung weicht sehr stark von den Lauten ab, wie es zum Beispiel die Silben en, an, aen, aon zeigen, die alle gleich ausgesprochen werden können. Man kann aber auch durch die Jahrhunderte hindurch in allen Sprachgebieten die ständigen Bemühungen von Sprachfreunden beobachten, welche die Rechtschreibung den veränderten Lauten anpassen wollten. Sie blieben mancherorts nicht ohne Erfolg. So wich im Französischen das nicht mehr gesprochene j einem bloßen Akzent in Wörtern wie bastir=bâtir, esriture=écriture; das y dem i in roi, das oi für den ä=Laut dem ai in françois=français. Spaniens Akademie hat im Jahre 1817 die spanische Rechtschreibung durchgreifend verbessert im Sinne einer „Ent-

historisierung" und Angleichung an die wirklich gesprochenen Laute. In Rußland wurde bei dem großen „Reinemachen“ der Revolution von 1917 gleich auch die russische Rechtschreibung gründlich „ausgeseigt“, wobei eine Anzahl überflüssiger Buchstaben ausgemerzt wurde. Die beste, lautgetreueste Rechtschreibung besitzt vielleicht die italienische Sprache. Das ist um so merkwürdiger, als die Italiener mit großem Stolz ihre Sprache als die eigentliche Nachfolgerin und Erbin des Lateinischen ansehen und daher - könnte man meinen - mehr als irgendein anderes Volk der Versuchung ausgesetzt sein mußten, die historischen Formen ihrer Rechtschreibung beizubehalten.

Bezeichnenderweise sind die germanischen Sprachen, ich meine Deutsch und Englisch, in dieser Beziehung viel zurückhaltender. In England besteht eine Gesellschaft, die sich „English Spelling Reform Association“ nennt. Im Gegensatz zur amerikanischen Gesellschaft gleichen Namens hat sie aber wenig Aussicht, in absehbarer Zeit ihre Ziele verwirklichen zu können, obwohl das eine unermessliche Wohltat nicht nur für das englische Volk selbst, sondern für die ganze übrige sich der englischen Sprache bedienende Welt wäre.

Auch die deutsche Rechtschreibung entspricht bei weitem nicht den Lauten unserer deutschen Sprache, obwohl durch die Reformen von 1880 und 1901 schon große Fortschritte erzielt worden sind, wie zum Beispiel die Abschaffung des th in deutschen Wörtern und des ph in Joseph und anderes mehr. Im Jahre 1876 wurde auch eine besondere Vereinigung gegründet, die sich „Allgemeiner Verein für vereinfachte Rechtschreibung“ (Freiburg i. B.) nannte und eine eigene Zeitschrift herausgab *. Ihre Bemühungen stießen aber damals auf starken Widerstand.

Heute ins gleiche Horn stoßen wollen, heißt, um ein volkstümliches Wort zu gebrauchen, bestimmt immer noch „in ein Wespennest greifen“. Wir wollen uns aber heute trotzdem plaudernderweise überlegen, was an unserer deutschen Rechtschreibung alles geändert und verbessert werden könnte, um am Schlusse dann ein Wort der Beruhigung an die Ängstlichen und die Zürnenden zu richten.

Machen wir einen Gang durch unser Abecé! Zuerst durch die Reihe

* Sie gehörte, wie schon die Schreibung ihres Namens zeigt, der sogenannten phonetischen Richtung Raumers an, die die historische Auffassung Grimms bekämpfte.

der Selbstlaute. Warum schreiben wir heute immer noch für das lange A das eine Mal ah, das andere Mal aa, das andere Mal a (Zahl, Saal, Schale)? Geschichtlich mögen diese Unterschiede begründet sein, aber für uns Heutige und vor allem für die Jugend und die Deutsch lernenden Fremdsprachigen sind sie ein Buch mit sieben Siegeln, dessen Studium ruhig den Sprach- und Schriftgelehrten überlassen bleiben könnte! Statt dessen sollte in einfacher Weise zwischen langem und kurzem Selbstlaut unterschieden werden können, z. B. indem über alle langen a ein kleiner Querstrich gesetzt würde, so wie man ihn zuweilen dazu verwendet, die Verdoppelung von m und n anzudeuten. - Dasselbe wie für a gilt für die andern Selbstlaute e, i, o und u (See, stehlen, geben; schielen; Mohr, Moor), nur daß hier noch die Frage auftaucht, wie man geschlossenes und offenes e und o voneinander unterscheiden könnte. Auch bei den Doppellauten (Diphthongen) ai und ei, äu und eu wäre eine der beiden Formen auszumerzen. Vorzuziehen wären ei und äu, das erste, weil es bedeutend häufiger ist, das zweite, weil wir sonst den Räuber, dessen Handwerk „rauben“ ist, zu einem „Reuber“ machen müßten. Man darf sich auch die andere Schwierigkeit nicht verhehlen, daß unsere Reformen den Unterschied zwischen gewissen Wörtern mit gleichem Laut, aber verschiedenem Sinne (malen und mahlen, Rain und rein) aufheben würden. Ein englischer Reformist hat aber für daselbe Problem in der englischen Sprache mit Recht bemerkt, daß ja auch in der gesprochenen Sprache kein Unterschied gemacht werde zwischen solchen Wörtern und daß man trotzdem keine Mißverständnisse befürchten müsse. In der geschriebenen Sprache würde uns der begleitende Text ebenfalls fast immer davor bewahren. - Wie ist es mit dem y, Ypsilon, y-grec oder langen i, wie es auch genannt wird? In unsern heimeligen alten Schweizer Wörtern wird es wie ein gewöhnliches i gesprochen — und sollte auch durch ein solches ersetzt werden! In Fremdwörtern spricht man es heute meistens als ü. Sollen wir so kühn sein, es hier ebenfalls durch das deutsche Lautzeichen zu ersetzen? Vielleicht wäre es doch vorzuziehen, das y wieder wie früher durchgehend als i auszusprechen (wie in den meisten andern Sprachen!) und es dann bestimmt leichten Herzens auch so zu schreiben!

Noch stärker als die Selbstlaute würden die Mitlaute in Mitleiden-schaft gezogen, wenn auch nicht alle. Die Buchstaben b, d, g, h, k, l, m, n,

p, r, s, t, x, z sind ziemlich eindeutige Zeichen für eindeutige Laute. Die andern hingegen bedürfen einer Säuberung.

Der Buchstabe c bildet ein besonderes Kapitel. Gerade in unsern Jahren erfreut er sich wieder besonderer Beliebtheit. Man will doch lieber - weil vornehmer! - Carl statt Karl und Clärly statt Klärli heißen! Aber Spaß beiseite! Das c entspricht vor e und i bei uns dem z-Laut, vor a, o und u dem f-Laut, daher ist es wirklich ganz überflüssig. - Wir brauchen es aber nicht verschwinden zu lassen. Es gäbe eine neue, eine dankbarere Aufgabe dafür. Wir haben doch den Zischlaut tsch. Vier Buchstaben für einen Laut, das ist entschieden zu viel, vor allem auch für den Wetzschreiber! Der Buchstabe c könnte diesen Laut sehr gut vertreten. Er hat ja auch im Italienischen (vor e und i) und im Tschechischen (!), mit einem umgekehrten Zirkumflex versehen, diesen Lautwert.

Hier angelangt, wollen wir gleich auch dem sch zu Leibe rücken, das auch als umständliches Zeichen angesehen werden muß. Aber wodurch könnte man es ersetzen? Eine Lösung wäre vielleicht die, daß man den Buchstaben s unter Hinzufügung eines Nebenzeichens, z. B. eines diagonalen Querstrichleins dafür verwenden würde. Sch und s liegen ja so nahe beieinander, wie uns die als scht und schp gesprochenen Verbindungen st und sp und unsre Mundarten in Wörtern wie Chirsi-Chirsch, Jis-Jisch zeigen. Das Wort Stein würde dann natürlich auch mit dem neuen Zeichen für den sch-Laut geschrieben. - Das ch wollen wir gleich wie das pf, wenn auch mit weniger guten Gründen, unangetastet lassen. - Hingegen wäre es eine begrüßenswerte Vereinfachung, ck durch gewöhnliche Verdoppelung des k zu ersetzen.

Und nun zum f. Wir haben für den dadurch vertretenen Laut nicht nur dieses, sondern auch noch zwei andere Zeichen: v und ph. Wir schreiben fein, fünf, aber Vater, verloren und Photograph, Phonetik. Schreiben wir doch Fater (vgl. Englisch), ferloren und Fotograf, Fonetik (vgl. Italienisch)!

Steigen uns beim Benützen der Wörterbücher nicht hie und da Zweifel auf, ob der Buchstabe j im Deutschen wirklich als besonderer Mittlaut und nicht eher als wenigstens annähernd gleichwertig mit dem Selbstlaut i zu betrachten sei? Doch nein, dieser Zweifel ist zu arg. Unterdrücken wir ihn!

Kuillen oder Kwillen statt quillen erscheint wohl auch einem „Sana-
tiker der Lauttreue“ als gewagt. Und doch wäre es das Richtige!

Wenn wir schon das fremde Doppelzeichen ph mit Recht aus unserer
Rechtschreibung verbannen, dann auch seine Geschwister rh und th. In
ganz gelehrten Abhandlungen könnten alle drei noch lange Zeit ein Zu-
fluchtsörtchen finden!

Nun könnten wir uns verlocken lassen, auch das „Scharf=f“ einer
Betrachtung zu unterziehen. Aber das würde zu weit führen.

Beim t müssen wir uns hingegen noch Wörter wie Nation und Pa-
tient ansehen. Wir sagen Nazione, Pazient. Warum denn nicht auch so
schreiben? Die Italiener tun es auch und sind doch auf ihre Abkunft
(=natio!) von den Römern so stolz.

Der Buchstabe v, den wir bereits als Zeichen für den f-Laut kennen
gelernt haben, steht in unsern Fremdwörtern auch für einen w-ähnlichen
Laut. Die Fremdwörter können wir nicht alle abschaffen. Aber etwas
anderes läge im Bereiche der Möglichkeit: dem Beispiel der romanischen
Sprachen folgend für jeden w-Laut unterschiedslos den Buchstaben v
zu gebrauchen. Also würde Wasser zu - - Vasser, die Vase aber bliebe,
was sie ist.

Damit ist unser Rundgang durch das Alphabet beendet. Um trock-
ener zu sprechen: wir haben die vielen Forderungen einer lauttreuen
deutschen Rechtschreibung kennen gelernt!

Manchen Lesern mögen diese Ausführungen als utopistische Spin-
tisiererei, ja sogar als frevlerische Spielerei erscheinen. Ihnen sei aber
ein Gedanke nahegelegt, dessen Richtigkeit sie sicher nicht in Zweifel zie-
hen wollen: nämlich daß die Rechtschreibung dem Menschen - und zwar
auch dem heutigen - dienen soll, nicht aber der Mensch der Rechtschrei-
bung. - Unsere heutige Rechtschreibung ist in jahrhundertelanger Ent-
wicklung unter der Einwirkung vieler ungünstiger Umstände geworden,
was sie ist. Das hindert sie nicht, in einem ebenfalls langsamen Reise-
vorgang das zu werden, was sie sein soll: das getreue Lautabbild unserer
Muttersprache!

August Humbel

Nachwort des Schriftleiters. Der Verfasser hat seinen Beitrag aus-
drücklich als Plauderei bezeichnet. Es besteht also noch kein Grund zur

Aufregung, wohl aber eine Anregung zum Nachdenken und zu ernsthafter Besprechung. Wir versprechen, bis auf weiteres höchstens Wasser, aber keinesfalls „Wasser in den Wein“ zu schütten.

„De Chnopf geht uf“

In der „NZZ.“ vom 8. September 1945 veröffentlicht der unsern Lesern wohlbekannte und geschätzte Mitarbeiter Paul Oetli eine Studie über „Unbewußtes sprachliches Wissen des Deutschschweizers“, in welcher er an Hand verschiedener Beispiele zeigt, daß die Kenntnis des Schweizerdeutschen mühelos manche Rätsel und Schwierigkeiten der deutschen Schriftsprache erklärt. U. a. zieht er auch die Redensart „es isch dem de Chnopf ufgegang“ heran und bemerkt, daß die Schriftsprache den Ausdruck nicht deuten könne, weil sie Knopf im Sinne von Knoten nicht kenne. Deshalb finde auch das Wort „knüpfen“ in ihr keinen Anschluß. Wenn einem der Knopf aufgeht, so würde das also heißen, daß sich der Knoten löse, entwirre.

Obwohl diese Auslegung durchaus etwas für sich hat, frage ich mich doch, ob sie richtig oder ob nicht eine andere Ableitung überzeugender sei. Wenn wir nach einer warmen Frühlingsnacht vor das Haus treten und feststellen, daß „d'Chnöpf“ im Garten aufgegangen sind, so meinen wir damit nicht die Knoten, sondern die Knospen, „d'Roschknöpf“ und „d'Bluemchknöpf“. Wenn sich die unansehnliche Knospe zur vollen Pracht der Blüte öffnet, so geht der „Knopf“ auf. Und zwar geht er von selbst auf, während ein Knoten nicht von selbst aufgeht, sondern von jemand gelöst werden muß. Die Redensart heißt nun, es gehe jemandem der Knopf auf. Die ziellose Bedeutung zeigt, daß keine Tätigkeit eines andern von außen dazu notwendig ist, um den Knopf zu öffnen. Bei einem Knoten ist eine solche selbsttätige Entwirrung nicht denkbar; wie große Mühe und Geduld braucht es oft, um „en Chnopf ufz'tue“. So scheint mir schon die grammatikalische Betrachtung eher auf Knospe als auf Knoten hinzudeuten. Aber auch das Gedankenbild ist gehaltvoller und der Vorgang lebensnäher, wenn wir einen Menschen und insbesondere ein junges Menschenkind, dem der Knopf aufgeht, mit einer Knospe vergleichen, die sich zur vollen Blüte erschließt. Karl Bertheau